



Weihnacht

Hanna Enderb-Dix

Und wieder steht die Welt vom Glanz bezwungen
Der wunderreichen — der geweihten Nacht.
Im Sternentleide der Erinnerungen
Sinkt sie herab mit linder Segenomacht.

Das merrestiefe Wort von Gottes Sohne,
Der als ein Kind zu den Verzerrten kam,
Empfängt der Glaube als des Lebens Krone
Und neigt sich ihm in Demut und in Scham.

Begnade! Herz, zu dessen offenen Toren
Das Christkind eingeleitet, — das Licht der Welt!
Denn immer wird dir Liebe neu geboren,
Wenn eine Seele wahrhaft Weihnacht hält.

Zum Christfest.

Altmeister Hans Thoma, der vor wenigen Wochen heimgegangen ist, hat seinem deutschen Volk ein gemütvolltes Bild von der Heiligen Nacht hinterlassen: Im Stall zu Bethlehem sieht man Maria anbetend knien vor ihrem göttlichen Kind, das auf Heu und Stroh gebettet ist, während oben im Gebälk neugierige Englein herabstauen, bereit, Mutter und Kind mit himmlischer Musik zu erfreuen; alles Licht auf dem Bild aber geht vom Jesuskind aus. Ein kostbares Vermächtnis des frommen Meisters für die Weihnachtsfeier dieses Jahres. Alles Licht soll ausgehen von dem Kind in der Krippe! Das Fest der deutschen Familie, die Bescherung unter dem Christbaum, ob sie bescheiden ist oder reichlicher, die Freude, die die Gläublichen den Armen, Kranken, Einsamen machen, alles soll in dieses Licht getaucht sein. Dieses wunderbare Licht verflärt die einfachste Stube, erleuchtet das dunkelste Herz ohne dieses Licht verblüht die hellste Freude nur zu bald; aber wer es in seine Seele aufgenommen hat, wie die holdende Maria auf dem Bilde, der wird zum Kind der Lichts. Das hat uns Hans Thoma sagen wollen; wer läßt sich sagen?

H. Pl.

Das Lebkuchenherz.

Von Walter Burt.

Jetzt will ich von dem großen Lebkuchenherz erzählen, das die Löwenwirtin neben Schappell, Gesangbuch, Feuerversicherungspolice, Brusttee und ihrem dereinstigen Totenhemd in einer wohlverschlossenen Schieblade der alten Nußbaumenen Kommode aufbewahrt.

Schon an dem Aussehen, der dem Herz angewiesen ist, läßt sich leicht erkennen, daß dasselbe seiner Besitzerin weit mehr ist, als ein gewöhnliches Gebilde aus Lebkuchenteig, Mandeln und Rosinen. Und auch die rosafarbene, veränderte Zuckergarnierung ist's wohl kaum, die dem alten feinharten Ding diese Reservatstellung verschafft hat; denn auf den neuen Lebkuchenherzen, wie man sie jetzt auf dem Wolfacher Kuchenmarkt alljährlich im Dezember zu sehen und zu kaufen bekommt, ist die Dekoration ungleich reicher und künstlerischer ausgeführt als auf der Löwenwirtin Heiligant, und man kommt nicht mehr in die Verlegenheit, ob man in dem Zuckervogel, den sie darstellt, den Heiligen Geist verehren oder den Preußenadler bewundern soll.

Aber als der Löwenwirt noch jung war, war man noch nicht so anspruchsvoll, ein Herz war ein Herz und ein Vogel ein Vogel und damit gut. Und auch des Schornbauern Bärbele — dies war der Wirtin Mädchenname — hätte sich über das Herz als solches nicht ein bißchen mehr gefreut, wenn es künstlerischer ausgeführt gewesen wäre.

Das Tragische aber an der Sache war, daß das Ding seinerzeit in die unrechten Hände kam, und zwar in die ihres Stocktauben, bohnenstrohgroßen Vaters. Und das war so gegangen: der Schornbauer hatte an jenem Abend länger denn sonst im „Löwen“ Karten gespielt, seine Jagdfreunde waren dagewesen, und man hatte auch mehr getrunken, als eigentlich lediglich zur Lösung des Durstes notwendig gewesen wäre.

Erfahrungsgemäß stellt sich nach derlei Extravaganzen gerne mitten in der Nacht der wahre, heftige, heilige Durst ein, der den Betroffenen aus dem warmen Bett an

*) Aus: „Wenn der Winter blüht...“

den nächsten segenspendenden Wasserhahn zwingt. So ging es in jener Nacht auch dem Schornbauer. Aber Wasser war nicht nach seinem Geschmack, und er zog es vor, trotz der Dezemberkälte aus dem Haus zu treten und dem Milchhäuschen einen Besuch abzustatten.

Als der Bauer nun gerade voller Behagen den Milchtopf leerte, fiel ihm auf, daß die sonst unter dem vorspringenden Dach untergebrachte Leiter fehlte, und da es trocken war und er keine Gefahr lief, sich seine Pantoffel zu beschmutzen, machte er noch einen Gang ums Haus.

Auf drei Seiten war alles in der schönsten Ordnung, aber auf der vierten! Da stand die lange Leiter angelehnt an der Tochter Kammerfenster, und in dem Augenblick, da der Bauer um die Ecke bog, sprang von halber Höhe eine männliche Gestalt herunter, ruppelte sich blitzschnell wieder auf und verschwand im Dunkel der Nacht.

Ein Schmahwort, das in keinem Komplimenterbuch der Welt steht, war das einzige, was der entrüstete Alte dem Flüchtling nachschicken konnte.

Es war ja auch alles so schnell gegangen, daß er sich allen Ernstes überlegte, ob er am Ende nicht geträumt hatte.

Aber nein: da stand ja die Leiter! Nachdenklich blieb er stehen. Sein Bärbele? Hm — war denn das möglich? — Wie alt war denn das Kind?

Er begann an den Fingern zu zählen und bekam immer größere Augen — zwölf — dreizehn — vierzehn — fünfzehn — sechzehn — siebzehn — ja war denn das wirklich wahr? — achtzehn! Es stimmte... weiß Gott, es stimmte! Er kratzte sich hinter den Ohren und tat einen Pfiff durch die Zähne... Tausendjappermentinochmal!

Da hieß es aufpassen! Und dabei das schlechte Gehör! Nichts hörte man... rein gar nichts! Und die Bäuerin? Ha... die schlief ja wie ein Sack! — „Da guck einer her,“ sagt der Schornbauer auf einmal und blüht sich, „ein Lebkuchenherz hat der Kaiser liegen lassen... muß viel Geld übrig haben... Das will ich mir aber gut aufgehoben, als... wie sagt doch der Polizei? als Malefizcorpus delicti... vielleicht, daß man durch das Herz da dem Spitzhaken auf die Spur kommt...“

Und brummend verschwand der Alte mit seinem Hund im Haus.

Einen Hund wollte er kaufen, böse wie der Teufel. Der sollte seine Hütte unter dem Kammerfenster vom Bärbele bekommen, und dann würde die Kletterei schon aufhören, wenn man erst die Waden dabei riskierte!

Bei der Kartoffelluppe am nächsten Morgen herrschte eine etwas schwüle Stimmung, die dadurch nicht besser wurde, daß Zinette, der junge Dadel, den stattlichen Hahn der Bäuerin in aller Frühe totgebissen hatte. Somit hatte also auch die Hausfrau begründete Ursache, auch ihrerseits ein bißchen kurz angebunden zu sein.

Zinette war der böse Geist des Hauses. „Er“ fraß Pantoffel, lag in den Betten, biß harmlose Leute in die Weine und begrüßte freundlich webelnd die gefährlichsten Strolche, er stahl die Würste aus der Pfanne und soff alle Fühnerleiter aus, deren er habhaft werden konnte. Und nun, nach der neuesten Freveltat, beantragte die erzürnte Hausfrau seine Entfernung und stellte dem Hausherrn die Alternative, ob er sich von Gattin oder Dadel trennen wolle. Aber der Schornbauer hörte nicht auf die Reden der Frau, sondern beobachtete seine Tochter mit argwöhnischen Blicken.

Das Bärbele aber tat, als gäbe es für sie überhaupt keine Verstimmungen, und löffelte mit stiller Andacht die Suppe aus der gemeinschaftlichen Schüssel.

„Wie kommt denn die Leiter da vorne ans Haus?“ begann der Alte plötzlich und deutete nach dem Gerüt hinaus, das immer noch friedlich an der Wand lehnte. Sein Gesicht hätte einem Untersuchungsrichter alle Ehre gemacht.

„Die Leiter?“ brüllte der Knecht. Der Bauer war, wie gesagt, mehr als schwerhörig.

„Die Leiter?“ schrie die Bäuerin und wurde vor Anstrengung ganz blau im Gesicht.

„Die Leiter?“ kreischte endlich das Bärbele, „die hast du doch gestern selbst stehen lassen, beim Weiskornaufhängen...“

„So... ja, dann...“

Auf diese Art war nichts zu erreichen. Wie machte man's denn nun? Das Lebkuchenherz fiel ihm ein. Wenn er damit anfing?

„Ich hab heut nacht was gefunden, Bärbele... rat mal,

was? „Er versuchte sein harmloses Gesicht zu machen und strahlte förmlich von Güte. Wenigstens rot werden sollte der Balg!“

„Wird was rechts sein,“ schrie die Tochter. „Rat... Rat... rat... vielleicht schenk ich's dir... was Feines, Süßes...“ Bärbele blieb verständnislos.

„Herrgott!“ schrie der Bauer, den seine Geduld nun plötzlich im Stich ließ, und haute mit der Faust auf den Tisch, daß die Schüssel mit samt der Kartoffelsuppe zu tanzen begann. „Zu dumm wird mir's jetzt! Dein Lebkuchenherz hab ich gefunden!“

Er erwartete eine Sensation. Aber nichts von alledem. Die Tochter schaute ihn an, als wäre nichts natürlicher, als daß man Lebkuchenherzen unter ihrem Kammerfenster fände.

„Freilich!... Was ist denn da dabei? Drei hab ich mir auf dem Kuchenmarkt gekauft — gelt, Mutter? — Die Bäuerin nickte zustimmend, „und hab sie derweil aufs Fenster Sims gelegt. Muß grad die Kack...“

„Die Kack! Die Kack!“ knurrte der Bauer, „wenn's kein Kelling gewesen ist...“

Bärbele fing an ungnädig zu werden. „Also gib's jetzt her, Vater,“ meinte sie etwas unwirsch, „und laß die schlechten Witz!“ Da zog der Alte das „Malefizcorpus delicti“ aus dem Sack und warf es über den Tisch. Anscheinend gleichmütig nahm es Bärbele in Empfang, und dann huschte sie zur Tür hinaus.

Draußen aber in ihrer Kammer war des Staunens kein Ende, denn ihre drei Lebkuchenherzen lagen unberührt da, wo sie sie hingelegt hatte, und was sie in Händen hielt, war eine gänzlich unbefannte, wildfremde Kammerzier!

Und das gab dem Mädchen zu denken. Sollte am Ende der Karl aus dem „Löwen“ oder sonst jemand? Aber ein anderer fiel dem Bärbele nicht ein.

Und auf einmal mußte sie lachen. „Der Karl! Der Karl!“ Ach, du lieber Gott —! Wo hätte der Karl die Courage zu so was hergeholt? Und das Geld für so ein schönes großes Herz hätte ihn doch sicher gereut! Ein bißel geizig war er ja, der Löwenkarl.

Langsam begann Gras über die Lebkuchengeschichte zu wachsen. Ein bissiger Köter lauerte allnächtlich darauf, sich zu betätigen, aber die Ruhe des Schornbauernhofs wurde nicht wieder gestört. Wahrscheinlich hatte der Kerl, der damals von der Leiter gesprungen war, nur Weiskorn stehlen wollen! Aber „sicher ist sicher“, dachte der Alte, und die Hundehütte behielt ihren Standort.

Im tiefsten Innern jedoch hatte er der Tochter schon tausendmal Abbitte getan ob seines schändlichen Verdachts, und er besleißigte sich ihr gegenüber einer an ihm bisher gänzlich ungeliebten Sanftmut.

Es war am Sonntag nach der Kirche. Der Bauer stand hemdärmelig draußen vor dem Haus und raudte mit einer gewissen Grandezza seine Sonntagsgarre. Der Hirtenhund wusch sich trotz des unfreundlichen Wetters am Brunnen und verschwand dann eilends in der warmen Stube, um sich zu trocknen. Dort sah Bärbele und die Bäuerin beim Frühstück. Sie waren hungrig geworden vom langen Kirchweg, und ohne männliche Begleitung hatten sie nicht im Wirtshaus Einkehr halten mögen.

Die Talstraße herauf nahte eine Frau und ein Mann. Als sie näher kamen, erkannte der Bauer die alte Löwenwirtin mit ihrem Sohn, dem Karl. Was die nur heute wollten? Am Sonntag, dem einzigen Tag, wo drunten in der Wirtschaft etwas zu tun war! Ob die beiden über den Berg nach Schiltach wollten?

Aber da bogen die Löwenwirtsleute auch schon nach dem Schornbauernhof ein.

„Hm,“ brummte der Alte, „da bin ich wirklich gespannt...“ Breitpurzig stellte er sich mitten in den Hof und nahm von den Besuchern erst Notiz, als sie ganz nahe heran waren.

„Auch schon unterwegs?“ Die Löwenwirtin reichte ihm die Hand, desgleichen der Karl.

„Wir hätten mit dir zu reden, Schorn!“ brüllte die Frau, und der Hausherr machte ein dämliches Gesicht, wie immer, wenn er nicht verstand oder verstehen wollte. Das kam nämlich auch manchmal vor bei ihm.

Dann entschloß er sich aber doch zu einem gnädigen Kopfnicken und machte eine einladende Bewegung nach dem Haus zu.

Die Löwenwirtin kam ihm so merkwürdig feierlich vor. Was mochten denn die beiden vorhaben? —

Und dann, als das Bärbeile und der Hirtenhund hinausgeschickt waren, kam's heraus: Der Löwenkarl wollte die Bärbel heiraten und hielt in aller Form um sie an!

Die Verhältnisse im „Löwen“ drunten waren ja nicht schlecht. Gewiß nicht... und der Karl war soweit ein ordentlicher Bursch, trank nicht, hielt seine Pfennige zusammen... ja, das tat er... und fleißig war er auch... aber da war etwas, das dem Schornbauer schwarz und jäh über die Leber froh, so oft er an die Leute dachte. So was vergißt sich nicht so leicht... so was wurmt und bohrt noch nach Jahren! —

Es mochte sechs Jahre her sein — der Bauer hörte damals noch leidlich — an einem Wintertag, droben im Wald, dort wo sein und des Löwenwirts Jagd aneinander grenzen. Da stand er wieder, der stattliche Rehbock, hinter dem er schon seit Wochen allabendlich hergewesen war, da stand er endlich, ruhig und ahnungslos, auf dreißig... ange! Schon hob der Schornbauer langsam die Finte, schon spürte er den regenfeuchten Schatz an der Wade, da... kracht auf einmal in nächster Nähe ein Schuß, hochauf springt das Tier, hinüber auf des Löwenwirts Grund, dort bricht es wohlgetroffen zusammen! Und mit freudeglänzenden Augen springt der Löwenkarl aus dem Dickicht.

Der Alte aber stand wie gebannt und rührte sich nicht. Der Bock gehörte mit Zug und Recht dem anderen. Lautlos, wie er gekommen, schlich sich der Schornbauer wieder fort, aber den stillen Groll gegen den glücklichen Schützen war er nie losgeworden.

Und jetzt? Jetzt wollte ihm der Karl auch noch die einzige Tochter weghehlen! Und während die Bäuerin allerhand verlegene Redensarten machte, die aber durchaus nicht abweisend klangen, stand der Schorn wie eine Bildsäule mitten in der Stube und schüttelte nur den Kopf.

Da, auf einmal, fuhr er los: „Nichts wird draus“, schrie er. „Nichts! Nichts! — Und warum? ... Das geht euch alle nichts an! ... Das sind meine Sachen! ... Ich leid's halt nicht... ich mag halt nicht! Gebt euch keine Mühe mehr... es hilft ja doch nichts!“

„Aber Vater, Vater!“ krächte die entsetzte Bäuerin und gab ihm einen wohlgemeinten Stoß, „bedenk doch! Es ist ja gar nicht unkommod... die Sach... sag doch wenigstens, was du damit der hast und was für Bedingungen...“

Da lachte der Alte dröhnend auf: „Bedingungen? Ja, wenn ihr Bedingungen wollt, die kann ich schon machen... ist aber die Frage, ob sie euch passen...“

Der Freier stand schon unter der Tür. „Nun?“ frag er, sich noch einmal zurückwendend, „nun?“

„Bestreit mich halt von meinem Ohrenleiden,“ höhnlachte der Bauer, „dann kriegst du das Maidle ohne Anstand! Vorher aber laß deine Finger davon...“

Da schlich der Löwenkarl die Tür zu, daß es knallte. Was er draußen vor sich hin brummte, war sicher kein Loblied auf den Schorn und seine Liebeshandlung.

Am Abend aber erzählte er den Jagd Freunden voll Enttäuschung, wie es ihm gegangen sei und welche verrückte Bedingung der Schornbauer ihm gestellt habe. „Da ist nichts zu machen!“ lautete die allgemeine Meinung.

Es war fast ein Jahr vergangen, und man sprach im Dorfe schon lange nicht mehr von dem Korb, den sich der Löwenkarl geholt hatte. Die beiden jungen Leute aber ließen die Köpfe hängen und sahen keinen Ausweg aus ihrer hoffnungslosen Lage. Trotzdem aber konnte sich keines von beiden entschließen, anderweitig Trost oder Ersatz zu suchen.

Sonntags nach der Kirche, wenn die Bauern nach altem Brauch ihr Viertel Wein tranken und eine Brezel dazu aßen, sah er sie still bei den Irtigen sitzen, und nur der Händedruck beim Kommen und Gehen hatte etwas Festes, Bestimmtes. Als hätte sie sagen wollen: „Nur den Mut nicht verlieren, Karl! Es wird sicher schon noch alles gut werden!“

Dann lächelte er wohl und verrechnete sich ein paarmal zu seinen Ungunsten, was ihm sonst nicht so leicht passierte. —

Sonst sah er die Bärbel manchmal die ganze Woche nicht.

Und die Zeit ging so hin, ohne daß sich irgend etwas wesentlich geändert hätte, es sei denn, daß der untere Bärtehof abbrannte, die Schullehrer des Zwillinge besam, des Wessners Geiß freipierte und der Schornbauer immer tauber wurde.

Jetzt hatte er sich gar ein Hörrohr gekauft. In das mußte man hineinschreien, so laut man konnte, aber selbst dann verstand er's oft nicht. Es war somit kein Wunder, daß Gespräche, die mit ihm geführt wurden, nicht den Charakter tiefsten Geheimnisses tragen durften.

Bitternis und Sorge fielen daher eines Tags in des jungen Löwenwirts Herz, als er, ohne es zu wollen, Zeuge eines Gesprächs zwischen dem Schornbauer und dem reichen Gephänder aus dem Untertal sein mußte. Die beiden standen unten in dem kleinen Wiesental, wo der alte Steinbruch ist, und der Schweinehändler schrie in das Rohr, daß man's auf die fünffache Entfernung, als die bis zum Löwenkarl, hätte hören müssen.

„Der Alte schien etwas gefragt zu haben.“

„Getraten,“ brüllte der andere.

Wieder eine Frage.

„Natürlich, das Bärbeile!“ dröhnnte es wieder, daß das Echo den Ruf zurückgab.

Der Schornbauer nickte und sagte wieder etwas.

„Die Pfingsten!“ scholl es den Wald herauf.

Der Lauscher hatte genug. Er kratzte sich hinter den Ohren. „Es wird ernst... Himmelelement, wenn man nur mühte, was tun!“ —

Am liebsten hätte er dem Schweinehändler Straghnin in den Schnaps gemengt, wenn er so siegesicher vom Oberital herunterkam und im „Löwen“ einkehrte.

Aber die Traurigkeit ist manchmal nur die Einleitung für etwas Erfreuliches, die Prüfung vor den Tagen des lachendsten, unbegreiflichsten Sonnenscheins. Der liebe Gott und der Zufall machen alles möglich. Das sollte auch der Löwenkarl erfahren:

Wenige Tage später führte eine gemeinsame Jagd die Männer zusammen, drüben in der Straßburger Gegend. Es gab massenhaft Hasen und Hasen, und die Schützen knallten nur so drauf los.

Zufällig standen der Schornbauer und der Löwenwirt zusammen. Ihre Unterhaltung war spärlich, einestheils weil der Karl nicht durch Schreien das Bild vertreiben wollte, dann aber auch, weil sich die beiden seit jenem Sonntagmorgen nicht mehr viel zu sagen hatten.

Soeben schickte man sich an, bis zum nächsten Trieb weiterzugehen, und Mann hinter Mann durchquerten die Schützen das hartgefrorene Sumpfland. Da slog nicht vor dem Schornbauer ein Hasen auf, aber Bärbeile's Vater sah ihn nicht, und als ihn ein Hintermann anrief, war es zu spät, denn hart an des Taubens Ohr trachte auf einmal ein Schuß, und der Vogel fiel schwer zur Erde.

Der Schornbauer aber machte einen hohen Lustsprung und noch einen und noch einen, und dann begann er herumzutanzten wie ein Verrückter.

Staunend sah es die Jagdgesellschaft, und der Rechtsanwalt aus Straßburg, der zuerst Worte fand, meinte mitteilig: „Nun ist er auch noch verrückt geworden, schade um den braven Mann!“

Aber der Bauer tanzte weiter und schrie: „So was! So was! Hören tu ich wieder... hören, wie in jungen Tagen... Gott sei Lob und Dank... So was! So was! ... Soll man da nicht tanzen vor Freud?“

Da schlug eine derbe Hand auf des Geheilten Schulter. Es war dem Suhmbauer seine.

„Jetzt mußt aber auch Wort halten, mit dem Löwenkarl,“ sagte der, „wir alle sind Zeugen, daß er dich von deinem Ohrenleiden befreit hat...“

„Jawohl... jawohl,“ klang es von allen Seiten.

Da konnte der Schorn auch kein Unmensch sein, und er reichte dem Karl die Hand. Und der schlug ein mit tausend Freuden.

Bald darauf hat das Bärbeile und der Karl Hochzeit gehalten, mit allem Glanz und Pomp, wie es in jenem Tal der Brauch ist. Als aber die Stimmung den Höhepunkt erreicht hatte, erzählte die junge Frau ihrem Mann die Geschichte von dem Lebkuchenherz Nummer vier.

„Jetzt möcht ich nur wissen, wer das gewesen ist...“ Da lachte der Karl ganz unbändig und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Von zerrissenen Hosen und einem tiefen Graben.

Das Lebkuchenherz aber hat die Löwenwirtin gar sorgfältig aufgehoben, denn es ist so ziemlich das einzige, was ihr der Karl seiner Lebzeit geschenkt hat. Er ist immer geiziger geworden und vor zehn Jahren gestorben. So lagen wenigstens die Leute.



Mütterleins Weihenacht.

Von Hans Rudolf Kanof

In allen Straßen flamm't Kerzenschein,
Da wandt durch die Gassen ein Mütterlein.

Aus allen Fenstern klingt Singen und Spiel
Das Mütterlein ist auf der Welt zuviel.

Drei Söhne bracht' sie dem Vaterland dar
Und was sie erspart' manch' langes Jahr.

Die Nacht ist so hell und der Schnee ist so weiß,
Sie sinkt auf die Treppe müde und bleich.

Vom Dome hernieder mit hallendem Sang
Rißt sich der Glocken mächtiger Klang.

Dazwischen ein einsames Glöcklein geht,
Liedlich und klar wie ein Kindergebet.

Sie spürt nicht Kälte und Hunger zur Stund'
Ein Lächeln umschwebt ihren faltigen Mund.

Und halb im Träumen, und halb im Vergeh'n
Glaubt sie, des Heilands Geburt zu versteh'n.

Die Dichter erschöpfen — die Glocke schwingt,
Sie hat ihren Kopf in den Schoß gebeugt.



Nur zehn Jahren...

Mancher, der heuer friedlich und schön, zusammen mit Frau und Kinderlein unter dem Weihnachtsbaum stehen darf, denkt vielleicht zurück an sein erstes Kriegswihnachten. Zehn Jahre sind's her — und doch wie lebendig ist einem jenes Erleben geblieben; und ich möchte die Erinnerung an die vier Weihnachten im Feld nicht missen. Von zweien sei hier ein wenig erzählt; vielleicht wecken sie in manchem Erinnerungen ähnlicher Art.

Im Dezember 1914 war ich mit etwa 25 Landwehrleuten meines Regiments zu einem aktiven schlesischen Infanterieregiment der Kavalleriedivision abkommandiert, damit wir dort am Maschinengewehr ausgebildet würden; denn in jener Zeit bekamen die Landwehrregimenter ihre ersten Maschinengewehre. Wir begrüßten das Kommando mit Freuden; erstens freuten wir uns auf die neue Spezialwaffe, und dann kamen wir auf diese Weise für einige Zeit aus den schmerzlichen Schützengräben. Unsere Unterbringung in dem französischen Dorfe

N., dem Ruhequartier des schlesischen Regiments, war zwar nach bürgerlichen Begriffen mehr als primitiv, für uns Feldsoldaten aber war's ein Geschenk, das Dach einer zugigen Scheuer über dem Kopf zu haben. Und auf dem Boden dieser Scheuer haben wir auch unser erstes Kriegswihnachten gefeiert.

Der Nachmittag des 24. Dezember war dienstfrei: für Weihnachtsvorbereitungen. Als ich gegen Abend auf den Scheunenboden kam, mußte ich doch staunen, wie weihnachtlich der sonst so düstere, schmutzige Raum aussah. Von dem großen Raum war ein Teil durch Zeitbahnen abgegrenzt worden, durch die die Lagerstätten, Ausrüstungsgegenstände um verdeckt wurden und der Raum sofort etwas viel Wohnlicheres bekam. Alle Wände und Pfosten waren reich mit Tannenzweigen geschmückt, auf denen Lichter aufgesteckt waren. An der Hauptwand grüßte sogar ein schlichtes Transparent: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden“. Der Christbaum, sehr schön geschmückt, stand auf einer Gewehrpyramide. Das war ein echter Kriegswihnachtsbaum!

Nun mußten die Mannschaften den Raum verlassen und vor dem „Feitzimmer“ warten, während wir Offiziere die Gabentafel zurüsteten. Womit wohl? Da war zunächst für jeden einzelnen Mann ein gar wohlgefülltes Päckchen vom Roten Kreuz aus der Heimat gekommen. Damals gab's ja noch alles: da waren Handschuhe, Hosensträger, Kotzbücher, Messer, Mundharzen, Gutsie, Landjäger, Nähzeuge, Stöcher und noch viele andere nützliche und gute Dinge in den Päckchen. Dazu kamen weitere reiche Liebesgaben von privater Seite, vor allem allerlei zum Kauchen. In der Mitte der „Tafel“ bauten wir einen ganzen Berg von Postpaketen auf, die am Nachmittag gekommen waren. Nun wurde der Baum angezündet, noch vor der Tür sangen die Landwehrleute — wie vielleicht einst in glücklichen Kindheitstagen — ein Weihnachtslied, und dann durften sie hereintreten in die vom Kerzenschein hell erleuchtete „Weihnachtsstube“. Zuerst waren alle ganz still, es war ganz feierlich; mancher hat da Weihnachten tiefer erlebt als wohl je zuvor. Aber es war der ersten Weihnacht dort in Bethlechem auch in manchem viel ähnlicher als sonst wohl: wir feierten in einem armen Raum, in einem Stall, unter uns scharrten und schnoben die Pferde. Nun verlas ich das alte traurige Weihnachtsevangelium, ohne das es, für mich wenigstens, kein richtiges Weihnachten gibt, mag man's feiern wo man will — im Palast oder in der Hütte oder wie dort auf einem Scheunenboden. Still und andächtig hörten alle zu. Dann hielt der Hauptmann eine kurze, schlichte Ansprache. Er, der selbst verheiratet war und Frau und kleine Kinderlein daheim hatte, die auch ohne den Vater Weihnachten feiern mußten, sand von selbst die rechten Worte für die Landwehrleute, und ich sah bei seinen Worten in manchem Auge Tränen glänzen. Unter die Rede dröhnten von der Stellung her die dumpfen Aufschläge schwerer Granaten und erinnerten uns an den fürchtbaren Ernst der Zeit. Dann sangen wir unsere lieben trauten Weihnachtslieder, darauf durfte jeder seine Gaben in Empfang nehmen. Während war, mit wie viel Liebe die Heimat unser gedacht hatte. Eine kleine Verlosung und „O Tannenbaum“ bildeten den Schluß der Feier, und dann konnte es ans Auspacken aller Herrlichkeiten gehen.

Kurz nach unserer Feier war im selben Raum die Weihnachtfeier der schlesischen R.-G.-Kompanie, an der wir württembergischen Offiziere auch als Gäste teilnahmen. Auf Wunsch des Kompanieführers verlas ich auch bei dieser Feier das Weihnachtsevangelium und richtete einige Worte an die Leute. Im ganzen war's bei unsern Landwehrleuten stimmungsvoller gewesen, bei der aktiven Kompanie ging alles viel dienstmäßiger zu, sogar bis zum Gesang der Lieder, bei denen der Feldwebel bei jedem Vers „1 — 2 — 3“ vorzählte, wie es offenbar in der Kompaniestunde gemacht wurde. Aber schon war auch diese Feier, und ich werde dieses erste Kriegswihnachten auf dem zugigen französischen Scheunenboden nie vergessen.

Und dann zwei Jahre später: 1916. Aus dem bescheidenen Maschinengewehrzug vom Jahre 1914 waren drei stattliche Maschinengewehrkompanien geworden; ich war damals Führer der 1. M.-G.-K. Als Komp.-Führer hatte ich nun auch die schöne Aufgabe, meinen Leuten das Weihnachtstfest vorzubereiten und zu helfen, daß es so schön verlaufe, als es nur irgend die Umstände erlaubten. Wir waren kurz vor Weihnachten aus den Argonnen herausgezogen und wieder an den alten Platz im Cheppwald verlegt worden. Die halbe Kompanie war in der zweiten Stellung eingesetzt, die andere Hälfte im Ruhequartier, d. h. in Holzhütten in einem Wäldchen, dessen Boden aber so aufgeweicht war, daß man tief in den Schlamm einsank, wenn man den Prügeltrost verließ. Die Vorbereitung auf Weihnachten machte mir wieder viel Freude: für jeden meiner 90 Leute richtete ich ein wohlverpacktes Päckchen. Es war mir von Anfang an klar, daß ich den heiligen Abend mit der Hälfte meiner Kompanie verbringen sollte, die in Stellung war: die hatten den strengeren Dienst, die sollten auch die erste Feier haben; mit den andern konnte ich dann am 25. noch feiern. Am Nachmittag des 24. wurde ein Kompaniebaum mit den Weihnachtsgaben und den Postpaketen beladen, auch ein Päckchen Wein nicht vergessen. Als es dämmrig wurde und die französischen Hesselballons die Straßen nicht mehr erkennen konnten, fuhren wir los. Ich kam mir vor wie der Pelzmärkte, der sich auf den Weg macht, haben Kindern gute Sachen zu bringen. Die Franzosen waren gegen ihre sonstige Gewohnheit sehr anständig und behielten unsere Fahrt gar nicht mit dem sonst üblichen Streifenputz. Die Front lag fast ganz dicht vor uns: ab und zu rechts drüben in den Argonnen ein

dampfes Grollen oder links drüben an der Maas, sonst nur dann und wann das zitternde fahle Licht von Leucht-
 fugein. Man konnte so schön träumen auf dem rumpeln-
 den, ungefederten Wagen. Die Gedanken gingen zu den
 Lieben in der Heimat, die sich wohl in dieser Stunde um
 den Christbaum versammelten; ich dachte an manches
 selige Kinderweihnachten, da wußte man ja gar nicht, wie
 gut man's hatte. Und nun war's schon das dritte Kriegs-
 weihnachten, wann würde es wirklich wieder heißen:
 „Friede auf Erden“? Doch da waren wir schon am Ziel.
 Wir wurden schon erwartet. Hilfsbereite Hände nahmen
 in Empfang, was der Wagen barg und trugen es durch
 den Graben in den Stollen. Ich folgte; tief, wohl 8 bis
 8 Meter ging's auf Stufen hinab. Als ich unten ankam,
 war ich ganz überrascht, wie schön und weihnachtlich es
 da drunten aussah. Wirklich festlich geschmückt war der
 Stollen, alle Wände dicht mit Tannenreis bedeckt und in
 einer Nische ein Christbäumchen. Und da haben wir unter
 der Erde fröhlich Weihnachten gefeiert. Ich konnte alle
 Leute versammeln, waren wir doch in zweiter Stellung
 (2 bis 3 Kilometer von der vordern Linie); eng ging's
 freilich her; man lag und sah fast übereinander — was
 tat's? Jeder wollte doch das brennende Lichterbäumchen
 sehen. „Stille Nacht, heilige Nacht...“ sangen wir, welch
 unbeschreiblicher Zauber liegt doch immer wieder von
 neuem in diesem Lied! Kommt's vielleicht daher, daß
 bei diesen Klängen so viel liebliche Kindheitserinnerungen
 wach werden und mitteln und schwingen? Die Gaben
 machten viel Freude. Ein Gefreiter gab ihr in schlichten,
 herrlichen Worten Ausdruck; ich durfte auch spüren: es
 hatte die Leute gefreut, daß ihr Kompanieführer selber
 zu ihnen herausgekommen war, den heiligen Abend mit
 ihnen zu feiern. Auf den Schützengräben wurde dann
 ein köstlicher Glühwein getrunken, und man war bei Essen,
 Trinken, Erzählen und Singen noch lange beisammen.
 Jetzt brauchen wir nicht mehr in Scheunen und Stollen
 unter der Erde Weihnachten feiern, aber schön war's
 da auch, und mancher möchte die Erinnerungen an seine
 Kriegsheimweihnachten nicht um viel hergeben. E. I. B.

Von Jerusalem nach Betlehem

Von J. Baslen

Um die Weihnachtszeit wandern die Gedanken vieler Mil-
 lionen Menschen nach Betlehem, dem Geburtsort Christi.
 Der Verfasser hat seinerzeit Betlehem besucht und möchte
 den geneigten Leser einladen, mit ihm den Weg von Jeru-
 salem nach Betlehem zu machen.

Die Entfernung beider Orte beträgt nur 9 Kilometer;
 man kann also den Ausflug mit genauer Betrachtung aller
 Heiligthümer bequem in einem Tage ausführen. Man ver-
 läßt Jerusalem durch das in der Westmauer der Stadt be-
 findliche Saffator. Vor diesem Tor scheidet das Auge immer
 ein mächtiger Umtrieb. Kamele mit Landesprodukten von
 Hebron her, Küstchen und Gefäß für Reisende, ein- und aus-
 ziehende Wanderer; ein Bild, so bunt und reizend, daß man
 sich nicht genug daran satt sehen kann. Die breite, schöne
 Straße führt nun hinab ins Hinnomtal, wo seinerzeit Juden
 ihre Kinder dem Moloch opferten. Zur Linken grüht der
 evangelische Friedhof mit viel Gräbern von Schwaben. Am
 Sulfansteige wieder bergan steigend sehen wir rechts den
 Bahnhof liegen und dahinter die Schwabensolonie Kerpbaum;
 ein solches Denkmal schwäbischer Kraft, Ausdauer und Tüch-
 tigkeit. Wir waren auf einen Abend dorthin eingeladen
 gewesen. Im Gemeindehaus glaubten wir uns nach dem
 Schwabenlande verlegt. An der Wand hingen die Bilder
 unseres damaligen Königspaars, der Gesangsverein stimmte
 die Weisen von Silcher an und der Dialekt der Kolonisten
 klang noch so wahrhaft schwäbisch, als ob die Leute nicht vor
 50 Jahren, sondern vor drei Wochen aus der Heimat aus-
 gewandert wären.

Wenn die Landstraße die Ebene erreicht, so öffnet sich ein
 Panorama, landschaftlich so schön und geschichtlich so inhaft
 schwer, daß sein Bild sich dem Beschauer tief und dauernd
 einprägt: die Stadt mit ihren Mauern und Türmen, mit
 ihren Kuppeldächern und darüber die Omarmosee, die Gra-
 beskirche, die Erlöserkirche, die Dormition. Uebers Kidron-
 tal weg schweift der Blick hinauf zum Oelberg und den Ge-
 bänden, die seinen Scheitel zieren. Sogar der Spiegel des
 toten Meeres glänzt für einen Augenblick aus einer Senkung
 hinauf und die Berge von Moab.

Die Straße, den Kreislauf des Untergrundes durchschnei-
 dend, wirbelt viel weißer Staub auf, der Wind verweht ihn
 links und rechts, so daß die Bäume neben der Straße wie
 getüncht aussehen. Zur rechten erscheint ein Kuppelgebäude,
 das angeblich Grabmal der Rahel. Im Innern soll ein
 Sarkophag die Gebeine der Rahel bergen. Um ihn her saßen
 viele jüdische Frauen, den Verlust eines Kindes beklagend
 und von weither kommen sie zu diesem Wallfahrtsort der
 Trauernden.

Die Markung von Betlehem fällt dem kundigen Auge
 sofort auf durch die wohlgepflegten Felder und Weinberge.
 Die Rebgräten sind vielfach mit hübsch ausgeführten Troden-
 mauern umgeben, im Weinberg selbst ragen Wachtürme
 auf, wie abgestützte Zuckerhüte; der gute Boden lohnt dem
 fleißigen Bauern den Fleiß; der Wein von Betlehem gilt
 als vorzüglich, es wächst Korn und Oel die Fülle, so daß
 Betlehem seinen Namen Brothausen, unserem Kornal ver-
 gleichbar, mit vollem Recht verdient.

Bethlehem war den Juden schon in alter Zeit heilig als
 die Heimat des Geschlechtes David. Nach der Rückkehr aus
 der babylonischen Gefangenschaft hat sich dort eine größere
 Anzahl Juden wieder angebesetzt. Seit Christi Geburt hat
 das Städtchen, ähnlich wie Jerusalem, wechselnde Schicksale
 erlebt; oft wurde es zerstört, immer aber erstand es neu aus
 den Ruinen. Die Stadt liegt auf zwei durch eine Felsen-
 kluft verbundenen Hügel, genau so hoch wie Jerusalem, also
 rund 800 Meter über dem Meer. Vor dem Weltkrieg zählte

der Ort etwa 11.000 Einwohner. Wie sich leicht begreifen
 läßt, eine Wüstgrasse; aber eben darum körperlich bevorzugt,
 man sieht nicht selten Frauen von geradezu überraschender
 Schönheit. Man merkt den Häusern an, daß die Bewohner
 wohlhabend sind; immer noch treibt ein gut Teil von ihnen
 das Gewerbe des Maurers und immer noch hewellen sich die
 Bethlehemiten wie ihr erlauchter Abne David und seine
 Brüder als tapfere Männer. Neben der Landwirtschaft und
 dem Baugewerbe betätigen sich die Leute als geschickte Fabri-
 kanten von allerlei Artikeln, die bei den Pilgern als Reise-
 geschenke reichlich Absatz finden: Rosenkränze, Kreuzkronen,
 Heiligenbilder, Trinkbecher u. a. Namentlich steht die Perle-
 mutterindustrie in hoher Blüte; man kann die Waren direkt
 in der Werkstatt kaufen.

Für uns Deutsche bildet einen Anziehungspunkt die seit
 1893 bestehende, zwar kleine, aber überaus schmucke, mit
 ihrem rein weißen Kalkstein weithin leuchtende evangelische
 „Weihnachtskirche“.

Am heiligen Abend kamen und kommen wohl auch jetzt
 wieder Tausende von Menschen nach Betlehem, um auf dem
 Felde der Hirten die heilige Nacht zu erleben und die Ge-
 burtskirche zu besuchen; von Jerusalem her zieht in feier-
 licher Prozession viel Volk.

Diese Geburts- oder Marienkirche mocht von außen gar
 nicht den Eindruck einer Kirche, denn sie ist von drei Klöstern
 umgeben bzw. eingebaut, von einem griechischen, lateinischen
 und armenischen Kloster. Sie soll noch dieselbe Kirche sein,
 die Konstantin der Große im Jahre 330 über der Geburts-
 grotte errichtet hat. Sicher darf diese Marienkirche als eine
 der ältesten Denkmäler christlicher Baukunst gelten. Wert-
 würdig mutet der Eingang an; früher führten 3 Tore in den
 Raum der Kirche; davon sind aber zwei ganz zugemauert
 und beim dritten wurde nur ein so niedriges Pfortlein offen
 gelassen, daß man nur gebückt durchschlüpfen kann. So sollen
 die Beduinen verhindert werden, Pferde und Kamele in der
 Kirche einzustellen. Ein wahrhaft beschämendes Zeichen
 wünschlicher Unduldsamkeit machte sich beim Eintritt in die
 Kirche bemerklich, ein türkischer Soldat mit aufgepflanztem
 Seitengewehr stand als Wache auf einem Postamt, um zu
 verhindern, daß die Mahnung: „Liebet euch untereinander!“
 nicht in Handgreiflichkeiten ausartet.

Au zwei Stellen führten Stufen in die Geburtsgrotte
 hinab. Es ist dies ein Raum von 12 Meter Länge, 4 Meter
 Breite und 3 Meter Höhe. Von der Decke hängen zahlreiche
 kostbare Ampeln nieder, so daß ewiges taghelles Licht die
 Grotte erhellt. Die Wände sind mit Marmor verkleidet. An
 der Stirnseite der Höhle ist auf dem Boden eine weiße
 Marmorplatte eingelassen mit einem silbernen Stern und
 zwischen des Sternes Strahlen stehen in lateinischer Sprache
 die Worte: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est“
 (Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren).

Weihnachtsstimmung ließ die frohig überladene Pracht
 nicht in mir aufkommen. Ich dachte hinaus an die deutsche
 Heimat mit ihrem Wald, an das deutsche Haus mit seinem
 Christbaum und dann erst sah ich den Stern über Betlehem
 aufgehen und dann erst vernahm ich den Lobgesang: „Ehre
 sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Men-
 schen ein Wohlgefallen.“

Der schönste Baum

Wir können uns gar nicht vorstellen, daß es auch einmal
 eine Zeit gegeben hat, wo man das Christfest ohne
 Weihnachtsbaum feierte. Und doch ist es erst einige Jahr-
 hunderte her, daß die schöne aus dem deutschen Elb-
 stammende Sitte ihren Siegeszug antrat. Seit ungefähr hundert
 Jahren ist diese Art der Weihnachtsfeier erst all-
 gemeingut der weitesten Volkskreise geworden. Und doch
 schildert Schöffel im „Eckehard“, dessen Handlung ins 10.

Jahrhundert fällt, eine Weihnachtsfeier auf dem Hohent-
 wiel, wobei Frau Hedwig für Eckehard, Prozebis und für
 das Gefinde eine Weihnachtsbescherung veranstaltete. Es
 heißt dort: „— dann gingen sie paarweise in den großen
 Saal hinüber, da flammte heller Lichterglanz auf und fest-
 lich leuchtete der dunkle Tannenbaum.“ Auch eine bekanntes
 Bild des Malers Schwertfeger zeigt uns auf dem Bilde:
 Weihnachten im Hause Luthers, einen echt deutschen Tannen-
 baum. In diesen beiden Fällen und auch in anderen
 Dichtungen und Bildern neuerer Künstler, deren Hand-
 lung im Mittelalter spielt und in denen uns Weihnachts-
 feiern mit Tannenbäumen gezeigt werden, hat man es mit
 Anachronismen zu tun. Man hat hier zeitlich spätere Sit-
 ten auch für frühere Zeiten angenommen.

Die erste Erwähnung des Christbaums stammt aus dem
 Jahre 1507, und zwar aus Straßburg. In diesem Jahre
 weilte der berühmte Kanzleirechner Gaisler von Kaisers-
 berg gegen den angeblich heidnischen Brauch des Baum-
 schmückens und des Schenkens. Im Jahre 1642 eiferte der
 Straßburger Theologe Johann Konrad Dammhauer in
 einer Schrift gegen diese Sitte, er schreibt: „Unter anderen
 L. ppalien, damit man die liebe Weihnachtszeit oft mehr
 als mit Gottes Wort begehet, ist auch der Weihnachts-
 oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, mit Puppen
 oder Zucker behängt und ihn naheher schütteln und ab-
 kläuben läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich
 nicht; es ist ein Kinderspiel...“ Wie man sieht, war zu
 jener Zeit der Kirche diese Art der Weihnachtsfeier nicht
 recht; sie bekämpfte sie wahrscheinlich als Ueberrest des
 alten heidnischen Julefestes.

Zu dieser Zeit und auch in den folgenden Jahrhunderten
 war der Brauch noch nicht allgemein, es handelte sich
 um Vorläufer in wenigen Gegenden unseres Vaterlandes.
 Eine christliche Nachricht über die Verwendung des mit
 Lichtern geschmückten Tannenbaumes als Weihnachtsbaum
 stammt aus dem Jahre 1737. Um diese Zeit wird der schöne
 Brauch in einigen Gegenden schon allgemein geübt. In
 anderen Gegenden, und hauptsächlich in Norddeutschland,
 war die Sitte auch jetzt noch unbekannt.

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts tritt der
 Christbaum allmählich seinen Siegeszug durch die deutschen
 Lande an. So konnte man ihn 1795 schon in Leipzig; hier
 sah Goethe während seiner Studienzeit den ersten Christ-
 baum im Hause des Großvaters von Theodor Körner. Cle-
 mens Theodor Beribes schreibt in „Friedrich Beribes Ge-
 den“, daß jener den Weihnachtsbaum im Jahre 1796 in
 Hamburg vorfand. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte
 man auch in Berlin Christbäume. 1807 standen auf dem
 Dresdener Striehmart die ersten Bäume zum Verkauf.
 Er fand nun rasch Verbreitung über das ganze deutsche
 Sprachgebiet, so 1815 in Danzig, 1817 in Wien, 1819 in
 Osnabrück. Auch die slavischen Völker der österreichisch-
 ungarischen Monarchie übernahmen bald den Brauch. 1837
 wurde in Paris ein Christbaum für die Herzogin Helene
 von Orleans, einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin,
 geschmückt. In England läßt sich 1828 der erste Weihnachts-
 baum nachweisen, heute ist er in England ebenso vollstän-
 dig wie Mittel und Stechpalme. Der Märchendichter
 Andersen, der selbst prächtige Weihnachtsmärchen geschrie-
 ben hat, schmückte den ersten Weihnachtsbaum 1833 in Rom,
 nur behalf er sich in Ermangelung einer Tanne mit einem
 Orangenbäumchen.

Der deutsche Tannenbaum trat nun unaufhaltsam seinen
 Siegeszug durch die ganze Welt an. So kennt ihn auch
 Rußland seit Jahrzehnten; die nach Amerika auswandern-
 den Deutschen brachten ihn mit in ihre neue Heimat.
 Heberaß, wo Deutsche ihren Fuß hinsetzten, führte sich diese
 schöne Sitte ein, nur mit dem Unterschied, daß man in
 fernen Zonen keine Tannen, sondern Araukarien oder son-
 stige Bäumchen schmückt. In den letzten Jahrzehnten wer-
 den auch von hier Tannen nach den überseeischen Ländern
 exportiert.

Auch die Mode hat sich unseres Christbaumes bemäch-
 tigt. War er in früheren Jahren mit Äpfeln, vergoldeten
 Nüssen und Kuchen behangen, so liebt die neuere Zeit mehr
 den blizzenden Glanzschmuck. Ebenso haben die Talglöcher
 im elektrischen Lichtchen eine moderne aber postfalsche Kom-
 furten erhalten. Gemütvolle Menschen bleiben bei den
 flackernden Talglöchern, denn der Duft von verbrennen-
 dem Wachs und der starke Geruch der Tanne geben erst die
 richtige Weihnachtsstimmung. Im vorigen Jahrhundert
 wurde der Tannenbaum auch teilweise durch die „Pyra-
 mide“ ersetzt, das war ein Holzgestell mit Tannenzweigen
 umwickelt und mit Nüssen, Äpfeln, Kuchen und Lichtern
 geschmückt. Tied beschreibt in einer seiner Novellen diesen
 Tannenbaumersatz, auch Chodowicz hat ihn in einem Kupfer
 der Rastwelt überliefert. Heute ist dieses postfalsche Ge-
 bilde wohl nur noch vereinzelt zu finden. Die in den letzten
 Jahren auf den Markt kommenden Weihnachtskränze durch
 farbige Bänder gehaltene, mit Lichtern bestückte Tannen-
 kränze, sind auch kein Ersatz für den liebgewordenen Weis-
 nachtsbaum.

Das goldene Röhl.

Von J. Schröghamer-Deimdal

In meiner Kindheit wußte man im Walddorf noch nichts
 vom Weihnachtsbaum.

Zu uns kam das goldene Röhl und brachte uns Nüsse,
 Frühstücken und Äpfel, und, wenn es hoch ging, auch
 einige Süßigkeiten, wie Lebkuchen und Honigbrötchen.

Da saßen wir schauernd und erwartungsvoll in der dunkel-
 warmen Winterstube um den Tisch gehort. Am Herde
 flackerte das Spanlicht, denn Elektrisches oder Gas gab es
 damals nicht und das Erdöl war eine Köstlichkeit, die dem
 sparsamen Bauernsinn vormals noch viel zu teuer war. Aber
 das goldenste glösende Spanlicht war gerade recht für das
 Geheimnisvolle, in Urzeit wurzelnde Wesen des Weihnachts-
 abends, wenn der Schneesturm draußen schüttelte und der
 Apfelbaum mit fahlen Zweigen vor den Fenstern starrete.

Wir saßen regungslos mit angezogenen Beinen um den
 schänen Bauern Tisch und waren sehr brav. Denn wir oft
 war es uns gesagt worden, daß das goldene Röhl nur den
 braven Kindern etwas in die Teller legt, die wir bei Ein-
 bruch der Dunkelheit vor die Tür gestellt hatten.

Beim leisesten Geräusch horchten wir auf, und wenn gar
 ein Schellenton durch die verschlafenen Wintergesichter
 schwebte, blinzelten wir uns bedeutungsvoll zu: Das gol-
 dene Röhl...

Das Beherzteste von uns schlich dann leise zur Stubentür
 und horchte in den Flur hinaus, ob das goldene Röhl nicht
 schon eingelegt habe. Aber wir hatten nie Glück mit dem
 Nachsehen. Immer waren es Vater oder Mutter, die uns
 die Freudenbotschaft verkündeten:

„Eben ist das goldene Röhl dagewesen und hat auch schon
 eingelegt. Da — seht!“

Da hob es uns mit Zaubermacht von den Bänken und
 mit glückseligen Augen staunten wir in die Teller mit
 den Köstlichkeiten, während uns die Eltern gute Lehren
 gaben, daß wir ja recht brav und dankbar sein sollen, damit
 uns das goldene Röhl auch im nächsten Jahre nicht vergähe.

Wir gelobten nach Kinderart alles Hohe und Heilige und
 gingen mit den köstlichen Gaben zu Bette, wo wir die lange,
 liebe Nacht dem wunderbaren goldenen Röhl nachträumten,
 wie es durch Sturm und Schnee fuhr und allen braven Kin-
 dern etwas in die Teller legte. Wie großmächtig mußte der
 Wagen sein, auf dem es seine Gaben für so viele Kinder
 verfracht hatte...

Ja, das goldene Röhl!

Jetzt kommt auch im Walddorf nicht mehr das goldene
 Röhl, sondern das Christkindl mit dem Lichterbaum zu den
 großen und kleinen Kindern. Ich weiß nicht, was schöner ist,
 das Geheimnisvolle des goldenen Röhls oder Lichtmunder
 des schneeflockigen Tännlings in der alten Winterstube.

Anmerkung: Das goldene Röhl ist nichts anderes als
 die Sonne, die unsern Vorfahren als goldenes Röhl erschien
 wie die alten Stabbilder weisen.

Für die Christfestung verantwortlich: Ludwig Paul,
 Text und Verlag der W. Kistenberger Buchdruckerei, Kitzingen.



Beste Nachrichten.

Vor der Entscheidung.

WTB. London, 23. Dez. Reuter erfährt, der Votschafterrat werde morgen in Paris zusammenzutreten und sich wahrscheinlich mit dem vorläufigen Bericht der I.M.A.K. befassen, der dem militärischen Komitee in Versailles, dessen Vorsitzender Marschall Foch ist, soeben zugegangen ist. Möglicherweise wird der Votschafterrat die Entsendung einer Mitteilung an Deutschland betr. die Röhner Zone in Erwägung ziehen. Vielleicht erweist es sich als möglich, bereits auf Grund des vorläufigen Berichts eine Entscheidung zu treffen. Noch ist man hier der Meinung, daß eine Entscheidung von so vitaler Wichtigkeit nur nach reiflicher Prüfung des vollständigen endgültigen Berichts gefällt werden kann.

Das Saargebiet.

WTB. Genf, 23. Dez. Wie das „Journal de Geneve“ mitteilt, erhielt der Generalsekretär des Völkerverbundes von der Vereinigung zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen des Saargebiets ein Telegramm, das auch den Führern der französischen und deutschen Delegation bei den deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen zugehakt wurde. Die Vertreter der verschiedenen Wirtschaftszweige des Saargebiets bitten in diesem Telegramm so rasch als möglich, den handelspolitischen Problemen des Saargebiets, das von der Abschneidung von seinem Hinterlande, seinem Hauptabgabebiet, bedroht sei, eine Lösung zu geben und zur Erreichung dieses Zieles saarländische Sachverständige zu den Verhandlungen heranzuziehen.

Zum Magdeburger Prozeß.

* Berlin, 24. Dez. Zu dem Urteil in dem Magdeburger Prozeß nimmt die „Germania“ heute in ausführlicher Stellung, die insofern besonderes Interesse verdienen, als sie Antwort auf die in der Rechtspreße gestellten Fragen geben, ob aus dem Urteil nicht bestimmte politische Folgerungen gezogen werden müßten. Das Blatt sagt u. a.: Uns interessiert in erster Linie die politische Seite der Angelegenheit.

heit. Und von diesem Standpunkt aus gesehen steht Ebert vollständig gerechtfertigt da. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß er die Absicht hatte, den Streit möglichst rasch zu beenden. Das entspricht durchaus der patriotischen Haltung, die er nach einwandfreiem Zeugnis, wie dem des Abg. Lehrenbach eingenommen hat. Die politische Folge, die die Rechtspreße andeutet, d. h. der Rücktritt des Reichspräsidenten, ist nicht zu ziehen. Dazu liegt nicht der mindeste Anlaß vor.

Auch die „Zeit“ geht auf die in der Rechtspreße aufgeworfene Frage ein und schreibt: Hätte Ebert 1918 nicht mit den Wölfen gebauert, so wäre die ganze Bewegung in ein wildes bolschewistisches Chaos ausgeartet. Ebert hat sich mehr als einmal als ein national durchaus zuverlässiger Mann erwiesen seit er an der Spitze des Reiches steht. Wir haben wahrhaftig keine Veranlassung, für den Sozialdemokraten Ebert eine Lanze zu brechen, aber wir haben den Mut der antändigen Gesinnung und sagen, daß ein Mann, der zwei Söhne im Felde verloren und trotz der Aufforderung des Kaisers seinen dritten Sohn nicht von der Front zurückgeholt hat und der in den 6 Nachkriegsjahren mit großem Takt und politischer Klugheit immer das Nationale vor das parteipolitische Moment gestellt hat, schließlich nicht gleichzustellen ist mit Verdrehern, die um persönlicher Vorteile willen ihr Volk und Vaterland verraten haben, das dürfte auch der Standpunkt des Reichskabinetts sein.

Ein Nachspiel zum Haarmanprozeß.

* Berlin, 24. Dez. Der „Berl. Vol. Anz.“ meldet aus Hannover, daß als Nachspiel zum Haarmanprozeß in mehr als 20 Fällen gegen Personen, die im Verlaufe des Haarmanverfahrens auf Grund des § 175 des Strafgesetzbuches belastet worden sind, ein Strafverfahren eingeleitet worden ist.

Ein politischer Mord in Mailand.

WTB. Rom, 24. Dez. In Mailand tötete ein Bulgare namens Stefenoff Dimitrieff den in einer Bar sitzenden mazedonischen Revolutionsführer Schauffel, andere nennen ihn Jchauffel, ohne ein Wort zu sagen durch 5 Revolverkugeln. Der Täter versuchte dann Selbstmord zu verüben. Er erklärte bei seiner Verhaftung, daß er von dem mazedonischen Komitee beauftragt und ausgerüstet worden sei, um Schauffel zu töten, der gemeinsam mit Kattisch die föderalistische Bewegung für die

Vereinigung aller Balkanvölker betrieben habe und auf dem Kongreß dieser Bewegung zum obersten Führer derselben gewählt worden sei. Der Täter bekannte sich zur bulgarischen Nationalistenpartei und sagte, er betrachte Schauffel als Verräter. Er habe ihn in verschiedenen Städten Italiens, auch in Rom gesucht und in Mailand erfaßt, daß er sich nach Wien begeben wolle. Am Sonnabend habe er ihn in Mailand auf dem Domplatz getroffen, ihn aber geschont, um nicht Passanten zu verletzen. Er habe mit seiner Tat Mazedonien von einem seiner schlimmsten Feinde befreit.

Die Kämpfe auf dem Balkan.

WTB. Paris, 23. Dez. Havas meldet aus Belgrad: Die Morgenblätter berichten, daß nach einem Kampfe, der bei Tschamur stattfand und wobei die Truppen Fran Kolls geschlagen wurden, eine unter dem Befehl Bogus stehende Kolonne von Aufständischen gestern abend in Tirana eingezogen ist: Eine andere Abteilung Aufständischer besetzte die Stadt Kroga. Jeder Verkehr auf den Straßen von Durazzo nach Tirana und von Tirana nach Skutari ist unterbunden. Die Zeitung „Wremja“ will erfahren haben, daß Skutari gleichfalls in die Hände der Aufständischen fiel.

Das ägyptische Parlament aufgelöst.

WTB. Kairo, 24. Dez. Der König hat ein Dekret unterzeichnet, wonach das Parlament aufgelöst wird und die Abgeordneten wählen auf den 2. Februar festgesetzt werden. Die neue Kammer wird am 6. März zusammentreten.

Natürliches Wetter.

Die Witterung wird trotz eines Tiefes im Nordwesten über die Weihnachtstage vorwiegend trocken kalt, häufig mit teilweiser Aufheiterung und leichter Nebelbildung sein.

Die Leser

unseres Blattes und diejenigen, die es mit dem 1. Januar werden wollen, erinnern wir an die Bestellung unserer Zeitung.

Mündliche Verkündigungen.

Die Maul- und Klauenseuche in Oberaltheim ist erloschen. Die seinerzeit angeordneten Schutzmaßnahmen sind mit sofortiger Wirkung aufgehoben. Der Bezirk Nagold ist seuchenfrei.

In Gündringen ist ebenfalls die Maul- und Klauenseuche erloschen.

Nagold, den 23. Dezember 1924.

Oberamt:

J. A.:

Dr. Meert, stellv. Amtmann.

Amtsgericht Nagold.

Gerichtsdienst im Jahre 1925.

1. Die Verhandlungen in bürgerlichen Rechtsachen finden am Dienstag statt, die Sitzungen des Amtsgerichts in Strafsachen am Donnerstag.

2. Als Gerichtstag in Nagold ist der Samstag vormittag bestimmt. An diesem Tage können mündliche Anfragen und Gesuche jeder Art vorgetragen und Anträge und Klagen zu Protokoll gegeben werden. Ebenso ist Sprech- und Schlichtungstag des Friedensrichters der Samstag vormittag; auf diese Gelegenheit, Rechtsstreitigkeiten ohne Prozeß zu erledigen, wird ausdrücklich hingewiesen.

3. Der Gerichtstag in Altensteig wird je am ersten Montag des Monats, der auf einen Werktag fällt, von nachmittags 2 Uhr ab, gehalten; im August fällt er aus.

Den 23. Dezember 1924.

Oberamtsrichter:

Schleher.

Zahle bargeldlos
durch
Sparkasse



Städt. Sparkasse Altensteig

Empfehle

Osram-Lampen

in allen Kerzenstärken und Spannungen.

Nitral- und Opal-Lampen

matt und halbmatt 40-100 Watt.

Diazetsicherungen 4-50 Amp.

Elektrische Bügeleisen

Sämtliches elektr. Installationsmaterial am Lager Ortsagenten und Mehrabnehmer höchsten Rabatt.

CARL BEZ

Pfalzgrafenweiler.

Abschiedsfeier in der Kohlmühle.

Infolge meiner Auswanderung lade ich Verwandte, Freunde und Bekannte auf Sonntag, den 28. Dezember zu einer

Abschiedsfeier

herzlich ein

Friedrich Wurster

Bruder des Kohlfägers.

Zur Anfertigung

von

Neujahrsglückwunschkarten, Verlobungskarten, Visitenkarten etc.

empfiehlt sich bestens die

W. Rieker'sche Buchdruckerei.

Altensteig.

Hunde- und Taubenbörse

am Stephansfeiertag

Seeger z. Döfen.



Altensteig.

Meiner werten Kundschaft von hier und auswärts erlaube ich mir ergebenst mitzuteilen, daß ich nunmehr neben meinem seitherigen Maß- u. Reparaturgeschäft auch noch ein reichhaltiges



Lager

in sämtl. Schuhwaren

jeder Art und Größe

mitführe. Neben billigster Berechnung garantiere ich für gute Qualität.

Hochachtungsvoll

Friedr. Henßler, Schuhmacher

beim Rathaus.

Gaugenwald.

Dankagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme während der kurzen Krankheit und dem schnellen Hinscheiden unseres lieben Vaters

Jakob Rupp

sagen wir allen herzlichsten Dank.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen

Georg Rupp.

Schürzen

aller Art in großer Auswahl

Ärmelschürzen, Trägerschürzen

Wiener-schürzen, Holländers-schürzen

Haus-schürzen

aus den verschiedensten Stoffen in eleganten Macharten

Schwarze Panamaschürzen

für Kinder und Erwachsene

Weiß-schürzen

für Kinder und Erwachsene

Farbige Kinders-schürzen in allen Größen

Knabens-schürzen in reizenden Formen

Paul Ränchle, am Markt, Calw.

Wer unreines Blut hat?

Stuhlverstopfung, Hämorrhoiden, schlechte Verdauung, Blutandrang nach dem Kopfe, Kopfschmerz, trinke Dr. Bullebs echten Frangulatee.

Gebr. Benz, Drog. Altensteig

Altensteig.

Unterzeichnete sucht eine jüngere Lehrstube

Ruh



trächtig oder in Milch

Braun, Hafners Wtw.

Attentafchen

in Leder und Imitation empfiehlt die

W. Rieker'sche Buchbdlg.

